

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 132 (1853)

Artikel: Michael Schüppach, der Emmenthaler Wunderdoktor
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-372786>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

daß er gesagt habe, der Lord Kanzler habe drei schwarze Krähen ausgespuckt, es sei nur von zweien die Rede gewesen und so habe es ihm Herr Raffler, der Zoller, berichtet.

Herr Raffler wird vor Gericht gefordert. „Wie“, so spricht er, „ich soll von zwei Krähen gesprochen haben? Das ist eine grobe Unwahrheit. Eine schwarze Krähe nur hat Se. Excellenz neulich am Morgen ausgeworfen, und der mir das erzählt hat, der hat selber als Augenzeuge dabei gestanden; es ist der Barbier des Lord Kanzlers, Herr Michael, der für seine Aussage einstehen wird.“

Der Barbier wird verhört. Er wundert sich sehr über die Anschuldigung die man ihm gemacht. „Ich habe“, so versichert er, „zu Herrn Raffler kein anderes Wort gesagt, als Se. Excellenz der Lord Kanzler, von dem ich so eben komme, haben, als ich ihn rasiren wollte, einen Auswurf gehabt, der so schwarz war, wie eine Krähe. Und daß ich nichts weiter als dies gesagt habe, das können mir die Leute, die so eben bei dem Herrn Zolleinnehmer im Zimmer waren, bezeugen.“ Was dann auch geschehen ist

Wollte man heutzutage alle dergleichen Zeitungsnachrichten, über welche viele Leser am gierigsten herfallen, untersuchen lassen, welche große Zahl käme nicht auf das gleiche Ende heraus, wie diese wahrhafte Geschichte!

Hier werden Zähne ohne Schmerz ausgerissen.

Ehe noch das Chloroform erfunden wurde, um die armen Zahnleidenden in sanften Schlummer zu wiegen, las man in großen Buchstaben obige Aufschrift auf der Thüre eines Newyorker Zahnarztes. Ein Patient tritt ein. „Bitte, Platz zu nehmen.“ Der Zahnkünstler nimmt gravitatisch seine Zange zur Hand und setzt an. Ruck und auf fährt der arme Patient und schreit wie besessen. „Sind Sie ruhig, sind Sie ruhig, ich mache Ihnen absichtlich diesen kleinen Schmerz, um Ihnen Miller's Methode zu zeigen. Nicht wahr, die gefällt Ihnen nicht? Setzen Sie sich.“ Und wieder setzt der Quacksalber die Zange an. „Gott und alle Heiligen!“ schreit das unglückliche Opfer. „Sehen Sie, das ist meines Nachbarn Methode, Zähne auszureißen. Ist das nicht eine schändliche Methode?“ Und wieder setzt er das Instrument an. „Au weh, au weh!“ schreit der Gemarterte. „Sehen Sie, das ist Seemannsmethode, die schlechteste, die ich kenne.“ (Nun hängt der Zahn nur noch an einem Faden.) „Nun beobachten Sie meine Methode; hier ist der Zahn. Nun werden Sie doch von der Vortrefflichkeit meiner Methode überzeugt sein. Bitte, mich zu rekommandiren.“

Jemand neckte einen Bekannten wegen seiner langen Ohren. „Ich kann es nicht läugnen“, versetzte dieser, „daß sie für einen Menschen zu groß sind; aber Sie werden auch zugeben, daß die Ihrigen für einen Esel zu klein sind.“

Michael Schüppach, der Emmenthaler Wunderdoktor.



So wahr es ist, daß jeder Beruf erlernt werden muß, wenn er tüchtig betrieben werden soll, eben so wahr ist es auch und wird von tausend Erfahrungen bestätigt, daß zur gedeihlichen Betreibung eines Berufes die innere Befähigung dazu gehört. Der Mangel an dieser innern Befähigung erzeugt Schlendrian, Pfluscherei, denn alle eingepfropfte und eingetrichterte Geschicklichkeit, Kenntniß und Gelehrsamkeit reicht nicht aus, wenn dem Menschen die innere Berufung abgeht. Dieß ist namentlich bei wichtigern Berufsarten der Fall. Mancher ist ein geborner Pfarrer, Arzt, Erzieher, Künstler, Staatsmann; er würde Großes geleistet haben, wenn seine angeborne Fähigkeit und Neigung durch Unterricht, Erziehung und Umstände entwickelt und begünstigt worden wäre; dagegen steht Mancher auf der Kanzel, in der Apotheke, in der Schule, im Rathssaal, und richtet trotz aller seiner erlernten Fähigkeiten und Kenntnisse blutwenig aus, und würde besser auf den Webstuhl, hinter den Pflug oder vor den Wagen passen. Einen innern Beruf zum Arzt hatte der Mann, von dem diese gegenwärtige Geschichte handelt, Michael Schüppach von Biglen, K. Bern. Geboren 1707, Sohn eines armen Bauern, genoss er den nothdürftigsten Schulunterricht. Weil der Knabe große Fähigkeiten, ein sinniges, beobachtendes Wesen und Lust zur Arzneikunde zeigte, wurde er von seinem Vater zu einem geschickten Landarzte in Langnau in die Lehre gethan, bei diesem Arzte blieb er 14 volle Jahre, erst als Lehrling, dann als „Gesell“. Er verschaffte sich alle Schriften über die Heilkunde, deren er habhaft werden konnte, studirte dieselben fleißig, noch fleißiger aber die Patienten des Doktors. Es entwickelte sich in ihm jene glückliche Gabe, die Krankheiten der Menschen schnell zu erkennen; weil ihm daran lag, auch mit den Heilmitteln und der Art ihrer Anwendung recht bekannt zu werden, las er nicht bloß fleißig in den Kräuterbüchern, sondern kletterte auf allen Bergen und in allen Töblern herum, sammelte sich Blätter, Blumen und Wurzeln aller Art, und machte seine Proben mit denselben. Eben so, weil er keine menschlichen Leichname aufzuschneiden hatte, zerschnitt und zergliederte er todte Hunde und

Ragen, um daraus den innern Bau des menschlichen Körpers kennen zu lernen. Die Natur war seine Hochschule, da lernte und profitirte er mehr als mancher junge Herr, der von einer Universität zur andern zieht und dem Herrn Papa die sauer erworbenen Thaler aus dem Beutel legt. Endlich dachte er daran, das Doktern auf eigene Rechnung zu treiben. Er bezog eine eigene Wohnung in Langnau und heirathete eine brave Person. Es wahrte lange Zeit, bis sein Ruf über das Emmenthal und Entlebuch hinausdrang. Wenn es in der Umgebung an Patienten fehlte, nahm er den Weg selber unter die Füße und zog, mit einem Säcklein mit Arzneimitteln und chirurgischen Instrumenten, von Dorf zu Dorf, rasirte, purgirte, schröpfte, riß Zähne aus nach bestem Vermögen. Durch Freundlichkeit und guten Humor wußte er die Leute sich zu gewinnen, so wie nicht weniger durch viele glückliche Kuren. Für seine Bemühungen wurde er nicht immer mit baarem Gelde, sondern oft mit Lebensmitteln und Waaren ausbezahlt, so daß er sich ein Wägelin anschaffen mußte, um diese Sachen nach Hause zu transportiren.

Nach dem Tode seiner ersten Frau, die ihm eine Tochter geboren hatte, heirathete er eine Maria Flückiger, die sich eben sowohl durch ihre Schönheit als durch ihren Geist auszeichnete; eine treffliche Hauswirthin und Erzieherin, die mit Vornehmen und Geringen wohl umzugehen wußte. Die Wiedereinrichtung der Kinnlade einer Frau in Worb machte seinen Namen in vielen Kreisen bekannt; vorzüglich waren es zwei französische Damen, an denen sich seine ärztliche Geschicklichkeit erprobt hatte, welche seinen Ruf weithin verbreiteten. Von allen Seiten strömten nun Patienten daher aus allen Ständen und Volksklassen, und jede Wohnung im Dorfe Langnau erhielt vornehme und einträgliche Einquartirung. Man hätte glauben sollen, ein Engel des Himmels hätte den Teich Bethesda nach Langnau spedirt, so wimmelte es da täglich von Leuten, welche zum „SchärerMicheli“, wie man ihn nannte, wallfahrteten, um sich von ihm heilen zu lassen von ihren wirklichen oder eingebildeten Presten. Beinahe aus allen Ländern Europa's, ja

selbst aus Afrika und Amerika kamen die Patienten. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend gab er Hunderten Bescheid mit einer bewundernswerthen Ruhe und Heiterkeit; er machte bei seinen Patienten keinerlei Unterschied des Standes und Ranges, des Reichthums und der Armuth. Wenn ein Armer und Niedriger sich früher bei ihm angemeldet hatte als ein Reicher und Vornehmer, mußte dieser warten, bis jener „gfergget“ war. Den Armen gab Schüppach die Arzneien umsonst und überdies noch Geld auf den Weg. Seine Tochter aus erster Ehe verheirathete er an einen seiner Gehülffen und gab ihr 13,000 fl. Heirathsgut. Trotz des großen Vermögens, das er sich erworben, lebte er sehr einfach und vermied jeden prahlerischen Aufwand. Wie er selber fromm, schlichten Herzens und heitern Sinnes war, solltens auch seine Umgebungen sein. Mit der Besorgung des Hauswesens, mit Einnahmen und Ausgaben befaßte er sich nicht, das überließ er seiner Frau, welche der Hauswirthschaft trefflich vorstand und bei aller weisen Sparsamkeit doch sehr wohlthätig war. Seine Apotheke war die besteingerichtete weit und breit; weil er kein Latein verstand, überschrieb er seine Büchsen und Schachteln mit selbst erfundenen Namen, z. B. Freudnöhl, Prophetenbeere, Himmelsstau, Pascal Parli, Maria Theresia u. s. w. Er hielt viel auf der genauen Untersuchung des Urins bei seinen Kranken, weswegen ihm die gelehrten neidischen Herren Aerzte den Titel „Götterligschauer“ gaben. Bei seinen Patienten erkundigte er sich genau nach allen Umständen, und obschon er abgefagter Feind aller Charlatanerie und Quacksalberei war, richtete er doch oft sein Benehmen nach den Vorurtheilen und nach der Anschauungsweise seiner Patienten ein, um ihr Zutrauen zu gewinnen. Einige Beispiele seiner Behandlungsweise mögen hier folgen.

Ein reicher Bauer kam zu ihm, behauptend, er sei von sieben Teufeln besessen. Michel, der seinen Mann kannte, hütete sich wohl, ihm zu widersprechen, vielmehr ging er auf seinen Wahn ein und erklärte nach vorgenommener umständlicher Untersuchung, die Sache habe ihre vollkommene Richtigkeit. Auf die Frage: ob ihm

nicht zu helfen sei? entgegnete er dem Patienten mit Achselzucken: zu helfen wäre wohl, aber die Kur sei eine gar strenge, worauf ihm der Besessene feierlich bezeugte, er wolle sich mit tausend Freuden dem Schwersten unterwerfen, wenn er nur seiner sieben Teufel los werde. Michel verordnete nun ein mehrtägiges strenges Fasten, und zürrte seinen Mann auf den Neumond. Der Patient erschien. Der Doktor stellte ihn mit feierlicher Miene an eine Bretterwand, hinter welcher eine Elektrirmaschine bereit stand. Durch die Wand war ein Löchlein gebohrt und durch dieses ging der verhängnißvolle Draht, der mit der Maschine zusammenhing. Nun machte der Doktor noch einigen Hofuspokus, dann ging er ins innere Gefaß und lud seine Maschine. Auf ein gegebenes Kommando mußte der Bauer den Draht in die Hand nehmen, die Maschine entlud sich; der Besessene schrie laut auf, als er den elektrischen Schlag, so schwach derselbe war, verspürte. In demselben Augenblicke trat Schüppach heraus und rief: „Aha! Einer ist heraus; nun müssen auch die andern Haare lassen!“

So lud er die Maschine sechs Mal und immer ein Bißchen stärker, und jedes Mal nach vollbrachtem Schlag trat er wieder heraus und rief: „Aha, da ist wieder Einer heraus!“

Niemand konnte von der Richtigkeit seiner Behauptung überzeugter sein, als unser vier-schrötiger, vom langen Fasten mürbe gewordener Emmenthaler. Mit zitternder Sehnsucht verlangte und erwartete er die Austreibung des siebenten Dämons.

Allein der schlaue Wunderthäter versicherte, das gehe jetzt nicht an: der noch auszutreibende Teufel sei der Beelzebub in eigener Person, und da brauche es der Zurüstungen mehrere und gewaltigere als bei gemeinen Teufeln. Er ließ den Patienten heimgehen, neuerdings beten und fasten, und beschied ihn auf den siebenten Tag wieder.

Pünktlich stellte sich der arme Teufel ein, um vom Obersten der Teufel befreit zu werden. Michel verfuhr wie bei den sechs ordinären Teufeln, nur mit dem Unterschiede, daß er die Maschine lud, was das Zeug halten mochte, worauf der ausgehungerte Bierschröter einen so ge-

waltigen Schlag bekam, daß er vor Entsetzen zu Boden fiel, alle Viere von sich streckte und einen Schrei ausstieß, der das hölzerne Haus in seinen Grundfesten zittern machte.

Einst besuchte ihn ein baumlanger Engländer, der todkrank zu sein versicherte. Fragte ihn der Doktor: Leidet Ihr an Kopfschmerz? erwiderte der Britte: Zum Zerspringen! An Leibschmerz? Er reibt mich fast auf! An Ohrensausen? Es ist, als ob ich das Meer rauschen hörte! An Schwindel? Zum Umfallen!

Item: Hätte Micheli gefragt, ob er an den Geburtswehen leide, der Inselmann würde geantwortet haben, es sei ihm, er müsse nächstens mit Drillingen niederkommen. Das aber fragte Micheli nicht, sondern suchte bedenklich die Achseln und sagte: Seht, guter Freund! Ihr seid eben kein Mensch wie ein Anderer, und aus Euerm Zustande werd' ich erst klug, wenn Ihr eine vierwöchige Fußreise gemacht habt. Eine vierwöchige Fußreise! Wo denkt Ihr hin, Doktor? Ich bin ein todtkranker Mensch, und halte keinen halbstündigen Marsch mehr aus!

In diesem Fall sucht Euch einen andern Arzt, ich will und kann Euch nicht kuriren.

Der Patient, dem an Michels Hülfe Alles gelegen war, legte sich aufs Markten; allein der Doktor blieb unerbittlich und bestand sogar noch darauf, ihm Marschrouten und Küchenzedel mit auf den Weg zu geben.

Endlich willigte der Sohn Erins ein, bat aber, nach Davids Beispiel, säuberlich mit dem Knaben Absalon umzugehen. Micheli verfertigte nun eine genaue schriftliche Ordre, in welcher stand: was für Märsche Tag für Tag, von fünf auf acht und zehn Stunden; was für Berge und Thäler zu passiren von Langnau gen Mailand und wieder her. Und endlich: Was für Essen und Trinken, wobei natürlich Meister Schmalhanns — mindestens in Betreff der Viele der Gerichte — dem Micheli die Feder führte.

Beim Scheiden schärfte der Letztere dem Patienten noch ein, ja getreulich Ordre zu pariren, oder sich, dafern er dies nicht gethan, in Langnau nimmer blicken zu lassen.

Vor Abfluß der vier Wochen trat unser Engländer mit schönen rothen Backen in des Dok-

tors Apotheke — nicht um Mixturen und Pflaster zu holen, sondern um dem wackern Michel aus vollem Herzen zu danken. Doktor, sprach er, Ihr seid ein Prophet, ein Salomo; Ihr habt den Nagel mitten auf den Kopf getroffen, so wahr ich ein ehrlicher Mann und kein Hypochonder mehr bin! Bewegung, mäßig Essen und Trinken — das vertreibt die Mucken und Spleen! Was bin ich schuldig?

Michel machte eine abwehrende Bewegung und versetzte dann: Selbe drei Artikel allein thun's nicht; der Herrgott muß seinen Segen zur Kur geben, und soll ihre Wirkung dauern, so muß Einer den goldenen Spruch: „Bete und arbeite!“ getreulich zu Herzen nehmen und tagtäglich mit erneuertem Eifer in Ausführung bringen. Der Müßiggang ist aller Laster und Leiden Anfang, und ein zweckloses Leben muß sich in Unzufriedenheit und Mißbehagen, im Aushecken böser Gedanken oder närrischer Grillen verzehren. Item: „Eset mäßig und arbeite und betet fleißig!“ Das ist mein Rezept für Euch, und Ihr werdet sicherlich gesund bleiben, so Ihr's unablässig befolgt.

Ein Maitäfer-Spekulant.

Ein Gutsbesitzer in Sachsen ließ auf seinen Gütern Maitäfer sammeln und durch heiße Dämpfe tödten. Für den Scheffel zahlte er eine gewisse Summe. Eines Tages meldet sich nun ein Fuhrmann vom Harzgebirge mit dem Bemerkten: Er habe gehört, daß hier Maitäfer gekauft würden; er habe ein paar Säcke voll aus seiner Heimath mitgebracht und könne sie billig ablassen. Dieses drollige Anerbieten machte wohl Spaß, es wurde aber natürlich mit dem Bedeuten abgewiesen, daß für eingeführte Maitäfer nichts bezahlt würde. „So!“ versetzte lachend der getäuschte Spekulant, „dann thur's mir leid, daß ich die Thierchen so weit gefahren habe, dann will ich nur gleich meine Säcke aufmachen und sie wieder fliegen lassen.“ Der entsetzte Gutsbesitzer hatte nichts Eiligeres zu thun, als dem Harzer seinen ganzen Vorrath abzukaufen, verbat sich aber dringend jede weitere Lieferung.